



# Leseprobe

Sue Monk Kidd, Ann Kidd Taylor  
**Granatapfeljahre**  
Vom Glück, unterwegs zu  
sein

---

"Ein berührendes Buch über das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, das Altern und die Kunst, sich selbst zu finden."  
*Freundin Donna, Ausgabe 2010/01*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



---

Seiten: 384

Erscheinungstermin: 08. Juni 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Ein bewegendes Plädoyer für die Kunst des Reisens**

Sue Monk Kidd hat mit ihren Romanen „Die Bienenhüterin“ und „Die Meerfrau“ Millionen Leser weltweit begeistert. Mit „Granatapfeljahre“ legt sie ihr bislang persönlichstes Buch vor. Gemeinsam mit ihrer Tochter Ann erzählt sie von ihren inspirierenden Reisen durch Griechenland. Sue steckte in einer Krise: Sie hatte Probleme mit dem Älterwerden, fühlte sich ausgelaugt. Und auch Ann, gerade frisch von ihrem Freund getrennt, den College-Abschluss in der Tasche, wollte ihr Leben neu ausrichten. Gemeinsam brachen die beiden Frauen auf in das Land der Granatäpfel – einer Frucht, die seit jeher für Leben und Fruchtbarkeit steht. Dieses Buch ist mehr als ein Reisebericht: Es ist eine Suche nach dem Glück, ein Plädoyer für die Weiblichkeit, das Zeugnis einer tiefen Mutter-Tochter-Verbindung. Es gibt uns ein Rezept an die Hand, wie wir den Weg zu uns selbst am besten beschreiten. Es handelt vom Glück, unterwegs zu sein.

Sue Monk Kidd hat mit ihren Romanen »Die Bienenhüterin« und »Die Meerfrau« Millionen Leser weltweit begeistert. Mit »Granatapfeljahre« legt sie ihr bislang persönlichstes Buch vor. Gemeinsam mit ihrer Tochter Ann erzählt sie von ihren inspirierenden Reisen durch Griechenland und Frankreich. Sue steckte in einer Krise: Sie hatte Probleme mit dem Älterwerden, fühlte sich ausgelaugt. Und auch Ann, gerade frisch getrennt, den College-Abschluss in der Tasche, wollte ihr Leben neu ausrichten. Dieses Buch ist mehr als ein Reisebericht: Es ist eine Suche nach dem Glück, ein Plädoyer für die Weiblichkeit, das Zeugnis einer tiefen Mutter-Tochter-Verbindung. Es gibt uns ein Rezept an die Hand, wie wir den Weg zu uns selbst am besten beschreiten. Es handelt vom Glück, unterwegs zu sein.

SUE MONK KIDD, aufgewachsen in Georgia, USA, schrieb sich gleich mit ihrem ersten Roman in die Herzen eines Millionenpublikums. »Die Bienenhüterin« stand über zweieinhalb Jahre auf der New-York-Times-Bestsellerliste, wurde in 35 Länder verkauft und 2008 fürs Kino verfilmt. Auch Sue Monk Kidds zweiter Roman, »Die Meerfrau«, war ein internationaler Bestsellereffolg. Die Autorin lebt gemeinsam mit ihrem Ehemann in Charleston, South Carolina.

ANN KIDD TAYLOR hat nach ihrem Abschluss am Columbia College Artikel für diverse Zeitschriften geschrieben. Sie lebt, wie ihre Mutter, in Charleston, South Carolina. Ann Kidd Taylor ist verheiratet und hat einen Sohn. »Granatapfeljahre« ist ihr erstes Buch.

SUE MONK KIDD BEI BTB:

Die Bienenhüterin. Roman (73281) · Die Meerfrau. Roman (73322) · Schule des Lebens. Ein spirituelles Lesebuch (73755) · Schmetterlingszeit. Mein Weg zum Glück (73575)

Sue Monk Kidd  
Ann Kidd Taylor

# Granatapfeljahre

Vom Glück, unterwegs zu sein

*Deutsch von Ursula C. Sturm*

**btb**

*Für Terry und Mandy Helwig*

## INHALT

### VERLUST

Griechenland / Türkei / South Carolina

1998–1999

11

### SUCHE

Frankreich / South Carolina

1999–2000

187

### RÜCKKEHR

Griechenland

2000

323

### NACHWORT

September 2008

373

# VERLUST

---

*Griechenland / Türkei / South Carolina*

1998–1999



Sue

---

*Archäologisches Nationalmuseum, Athen*

Im Sommer 1998 sitze ich auf einer Bank des Archäologischen Nationalmuseums in Griechenland und beobachte, wie meine zweiundzwanzigjährige Tochter Ann ihre Kamera auf ein marmornes Flachrelief richtet, das Demeter und Persephone zeigt. Ihr ist nicht bewusst, dass sie dabei eine kleine Ballettchoreographie absolviert: langsame, präzise Schritte nach vorn, den Kopf geneigt, dann lässt sie sich auf ein Knie nieder, dreht den Oberkörper und lehnt sich dabei in das grelle Nachmittagslicht. Die Szene rührt etwas in mir auf, eine Erinnerung vielleicht, doch ich könnte nicht sagen, woran. Ich weiß nur, dass Ann schön und unfassbar erwachsen aussieht und dass mich aus unerfindlichen Gründen ein heftiges Gefühl von Verlust erfasst.

In ein paar Tagen feiere ich meinen fünfzigsten Geburtstag. Ann und ich befinden uns erst seit siebenundzwanzig Stunden in Athen, und den Großteil dieser Zeit lag ich wach in meinem Bett im Hotel Grand Bretagne und wartete sehnsüchtig auf den Tagesanbruch. Ich sage mir, dass das Gefühl des Verlusts, das mich gepackt hat, nichts zu bedeuten hat – dass mir bloß der Jetlag zu schaffen macht, sonst nichts –, aber sonderlich überzeugt davon bin ich nicht.

Ich schließe die Augen, und selbst im Getümmel dieses

Museums mit seinen mindestens zwanzig Touristen pro Quadratmeter ist mir klar, dass diese Empfindung in Wahrheit *alles* bedeutet. Es ist der unausgesprochene Grund dafür, dass ich mit meiner Tochter ans andere Ende der Welt gereist bin. Ich habe nämlich das unerklärliche Gefühl, sie verloren zu haben – weil sie erwachsen ist, eine Fremde. Und ich vermisse sie so sehr, dass es fast körperlich schmerzt.

~~~

Ursprünglich war unsere Reise nach Griechenland als Geburtstagsgeschenk an mich selbst und als Geschenk für Ann zum College-Abschluss gedacht. Ich war ein halbes Jahr zuvor auf diese extravagante Idee verfallen, als die Tatsache, dass ich bald mein fünfzigstes Lebensjahr vollenden würde, immer deutlicher in mein Bewusstsein drang und ich zum ersten Mal eine Vorahnung vom Ende eines Lebensabschnitts hatte.

Damals stand ich häufig vor dem Badezimmerspiegel und betrachtete mit dem wachsamen Blick eines Seismologen, der die Verschiebung tektonischer Platten beobachtet, jede neue Falte, jeden Millimeter schlaffer Haut um Augen und Mund. Ich durchforstete Fotoalben, suchte nach Aufnahmen von meiner Mutter und meiner Großmutter, als sie um die fünfzig waren, erforschte ihre Gesichter und verglich sie mit meinem.

*Das ist doch unter meiner Würde.* Ich konnte unmöglich eine von diesen Frauen sein, die sich krampfhaft an die Fassade eines jugendlichen Aussehens klammern. Mir war unbegreiflich, weshalb ich auf die Aussicht des Älterwerdens mit derartiger Oberflächlichkeit und Angst reagierte. Ich wusste lediglich, dass es um mehr gehen musste als um die Spuren der Zeit auf meiner Haut. Fing ich nun etwa an, eitel

zu werden, oder war ich so auf mein Gesicht fixiert, um mich nicht mit meiner Seele auseinandersetzen zu müssen? Außerdem schien es in jedem Raum, in dem ich mich befand, unnatürlich heiß zu sein. Nachts schleppte ich mich durch lange Perioden der Schlaflosigkeit. Mein neunundvierzig Jahre alter Körper legte ein unberechenbares, rebellisches Verhalten an den Tag.

Dies waren nicht die einzigen Hinweise darauf, dass ich im Begriff war, in unbekannte Sphären aufzubrechen. Während ich die Veränderungen an meinem Spiegelbild verfolgte, überkam mich das unbändige Bedürfnis, meine vertraute Welt – eine Kleinstadt im nördlichen South Carolina, in der wir zweiundzwanzig Jahre gelebt hatten – zu verlassen und in eine fremde Umgebung zu ziehen. Ich hatte eine Vision von einem abgeschiedenen, unkultivierten Stück Land irgendwo am Wasser. Ruhe, Sumpfgas und Gezeiten. In einem Anfall von Beherrschung oder Tollkühnheit, vielleicht war es auch eine perfekte Mischung aus beidem, verkaufte mein Mann Sandy und ich unser Haus und zogen nach Charleston, wo wir fortan in äußerst beengten Verhältnissen wohnten, während wir diesen magischen, unverzichtbaren Ort suchten. Ich habe nie laut ausgesprochen, dass dieser Szenenwechsel für meine Seele und meine Kreativität unerlässlich war (wie sollte ich das auch erklären?), aber genau so empfand ich es.

Es war, als würde mein Schriftstellertalent dahinsiechen, ja, verkümmern. Ich konnte einfach nicht mehr wie früher schreiben. Es fühlte sich so an, als hätte ich eine Phase meines kreativen Lebens abgeschlossen, als wollte sich nun etwas Neues einen Weg bahnen. Ich hatte aberwitzige Ambitionen, einen Roman zu schreiben, obwohl ich so gut wie nichts über das Schreiben von Romanen wusste. Offen gesagt jagte mir das alles eine Heidenangst ein.

Je länger wir so zusammengepfercht in unserer winzigen Wohnung lebten, desto eher kam ich zu dem Schluss, dass es vollkommen verrückt gewesen war, unser bequemes altes Leben auf den Kopf zu stellen. Bis ich eines Tages, als ich allein mit dem Auto unterwegs war, eine falsche Abzweigung nahm, die zu einem Flecken un bebauten Landes in einem Salzwiesengebiet führte. Bei einem »Zu verkaufen«-Schild hielt ich den Wagen an, stieg aus und ließ den Blick über die weite Fläche schweifen. Zwischen dem Schlickgras schlängelte sich ein Gezeitenfluss dahin. Es war gerade Ebbe. Austern glitzerten auf dem lehmigen Watt, Reiher senkten sich wie Dunstwolken hinab. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. *Ich gehöre hierher.* Vielleicht würde meine Kreativität ja aufschnappen wie eine dieser Austern, wenn ich hier lebte, oder über mich hinwegspülen wie die schäumende, nährende Flut.

In solchen Augenblicken wurde meine Sehnsucht, etwas Neues hervorzubringen, einer frischen Stimme aus meinem Inneren Ausdruck zu verleihen, geradezu überwältigend.

Ich rief Sandy an. »Ich stehe auf dem Stück Land, auf dem wir leben müssen.«

Ich war ihm unendlich dankbar dafür, dass er nicht sagte: »Meinst du nicht, ich sollte es mir erst einmal ansehen?« oder: »Was soll das heißen, du weißt nicht, was es kostet?« Er hörte den Hunger und die Überzeugung in meiner Stimme. Er schwieg eine ganze Weile, dann sagte er: »Nun, gut, wenn es unbedingt sein muss.«

Später erstand ich in einem Kaufhaus ein rotes, in Leder gebundenes Tagebuch. Mit dem leeren, jungfräulichen Tagebuch begab ich mich zu dem Grundstück, auf dem wir unser Haus bauen wollten. Die Arbeiten hatten noch nicht begonnen, erst in ein paar Monaten würde es so weit sein. Ich

setzte mich auf ein ausgebleichenes Badetuch unter eine Sägepalme am Rande des salzigen Marschlands, um eine Liste zu verfassen: hundert Dinge, die ich vor meinem Tod noch erleben will. An oberster Stelle standen ein Zehn-Kilometer-Lauf und eine Heißluftballonfahrt über der Toskana, obwohl ich nicht gern laufe und keinerlei Lust auf einen Flug mit einem Heißluftballon verspürte. Ich blätterte um.

Ich begann über mein Älterwerden zu schreiben, über die Beklommenheit, die dieser Prozess in mir auslöste. Über die kleinen, verräterischen »Vertrauensbrüche« meines Körpers, über die beunruhigende Flaute in meiner schriftstellerischen Tätigkeit, begleitet von der Sehnsucht nach einer ungelebten Bestimmung. Ich schrieb über die quälenden, sprunghaften Gefühle, die mich heimsuchten, über mein Bedürfnis, auszumisten und umzuziehen, über den Drang, mein Leben radikal zu vereinfachen, damit sich eine neue, unbekanntere Bedeutung herauskristallisieren konnte. Und warum, fragte ich mich, denke ich zum ersten Mal über meine eigene Sterblichkeit nach? Manchmal höhnte mir der Gedanke an den Tod schier das Herz aus, sodass mir beim Anblick all der kleinen, alltäglichen Gegenstände, die mir fehlen würden, Tränen in die Augen stiegen.

Schließlich notierte ich eine Reihe von Fragen.

*Gibt es eine Odyssee, die die weibliche Seele durchmachen muss, wenn sie auf die fünfzig zugeht? Eine Odyssee, die in unserer heutigen Kultur, in der seelische Belange erschreckend wenig Beachtung finden, ausgeblendet wurde, ja, in Vergessenheit geraten ist? Und wenn dem so wäre, um welche Art von Reise müsste es sich handeln? Wohin würde sie mich führen?*

Aus diesen Fragen heraus entstand der Impuls, nach Griechenland zu reisen. Er erfasste mich, ehe ich in die winzige Wohnung zurückkehrte. *Griechenland.*

Griechenland würde das Tor bilden. Ich wollte eine *Pilgerreise* antreten, auf der Suche nach einem Neuanfang.

Als ich einige Tage später in einer kleinen Anthologie blätterte, stolperte ich über die folgenden vier Zeilen von May Sartons Gedicht *When a Woman Feels Alone*:

*Alte Frau, ich begegne dir tief in meinem Inneren.  
Dort, im Schoß der Fruchtbarkeit,  
Unendliche Welt, wie die Legende es überliefert.  
Unter den Worten bist du mein Schweigen.*

Ich las sie ein halbes Dutzend Mal. Die Strophe betörte mich, saugte sich wie eine Napfschnecke an mein Herz. Das Bild der Alten Frau verfolgte mich, genau wie die Vorstellung, dass eine Begegnung stattfinden musste, im »Schoß« einer neuen Fruchtbarkeit. Wer *war* diese Alte Frau, der ich tief in meinem Inneren begegnen musste? Manchmal erwachte ich mitten in der Nacht und grübelte über sie nach. Über ihre dunkle Fruchtbarkeit. Über das Schweigen unter den Worten.

Als ich 1993 zu meiner ersten Griechenlandreise aufgebrochen war, hatte ich auf die erste Seite meines Reisetagebuchs ein Zitat des Theologen Richard Niebuhr geschrieben: »Pilger sind Poeten, und ihre Reisen sind ihre Poesie.« Diese Worte notierte ich in dem neuen roten Tagebuch. Was ich anstrebte – was ich zumindest von ganzem Herzen anzustreben versuchte –, war, in mir eine neue Dichtung entstehen zu lassen: *eine Art spirituelle Verkörperung der Alten Frau, nicht in Form von Worten, sondern durch die auf Reisen gewonnenen Erkenntnisse.*

Ich stellte mir vor, dass die Reise auch für Ann eine Pilgerfahrt sein würde. Sie hatte beinahe eineinhalb Jahre zu-

vor eine Studienfahrt nach Griechenland unternommen und sich in das Land verliebt. Die Reise war das perfekte Geschenk zum College-Abschluss, aber ich fragte mich, ob die Rückkehr nach Griechenland womöglich auch für Ann eine Art Initiationsritus werden würde. Sie war im Begriff, das Mädchenalter offiziell hinter sich zu lassen und eine junge Frau zu werden – eine weitere Schwelle, die weder genau definiert noch allgemein anerkannt ist –, und sie hatte in letzter Zeit einen eingeschüchterten Eindruck gemacht. Nicht, dass wir ausführlich darüber gesprochen hätten. Als ich mich nach dem Grund erkundigte, meinte sie, es sei alles *bestens*. Doch auf dem Flug hierher, in den Stunden, in denen sie neben mir saß und aus dem ovalen Fenster oder in den *Skymall*-Katalog oder auf den Bildschirm über uns starrte, auf dem laufend Filme gezeigt wurden, verströmte sie eine Traurigkeit. Es war, als würde sie undeutliche Morsezeichen aussenden, Punkt- und Strichkombinationen, die von einem heimlichen Kummer zeugten.

Mir wurde bewusst, dass wir womöglich beide gerade eine Krise durchlebten. Der Begriff Krise wird erstens definiert als entscheidende Phase oder Wendepunkt und zweitens als unsichere oder riskante Situation. Zumindest stand Ann etwas orientierungslos am Beginn ihres Daseins als Frau, während mir der Anfang vom Ende dieser Phase zu schaffen machte.

~~~

Jetzt jedoch sitze ich auf einer Museumsbank und denke überrascht über meine neueste Erkenntnis nach. Darüber, dass ich unsere Reise nach Griechenland monatelang als Pilgerfahrt betrachtet habe, bei der es um das Überschreiten einer Grenze, um das Vordringen in unbekanntere Regionen der Seele geht. Um die Begegnung mit der Alten Frau. Ich

hatte überhaupt nicht damit gerechnet, dass es auch um die Beziehung zwischen Mutter und Tochter gehen würde. Um Ann und mich. Um uns.

Ich verfolge, wie Ann ihr Teleobjektiv auf Persephones Gesicht einstellt, dem ein Teil der Nase fehlt. Wenn ich Ann beschreiben müsste, käme mir als Allererstes das Wort »intelligent« in den Sinn. Ihre Intelligenz war jedoch nie nur eine besondere rationale Auffassungsgabe, sondern sie hatte stets kreative, originelle Züge. Während andere Achtjährige eifrig Limonade verkauften, erteilte Ann an ihrem Stand »Ratschläge für Menschen mit Problemen«. Fünf Cent für kleine Probleme, zehn für große. Sie verdiente sich damit eine goldene Nase.

Auf der anderen Seite muss angemerkt werden, dass Anns herausragendste Eigenschaft ihr freundliches Gemüt ist. Und zwar nicht im Sinne von Höflichkeit, sondern vielmehr Herzengüte. Schon als Kind echauffierte sie sich über Tierquälerei, fand selbst den Gedanken, ein Käfer könnte zerquetscht werden, unerträglich und bestand darauf, dass wir sämtliche Insekten mit der Kehrschaufel ins Freie beförderten. Sobald sich ihr einfühlsames, ungestümes Herz einmal für etwas erwärmt hatte, hegte sie eine große Leidenschaft dafür, ob es nun Käfer, Hunde, Pferde, Bücher, Puppen, Comics oder Filme waren, die Umweltschutzbewegung, *Hello Kitty* oder *Star Wars*.

Die Liste ihrer Passionen wurde laufend überarbeitet, davon zeugen die unzähligen Gedichte und Geschichten, mit denen sie von Kindesbeinen an unablässig ein Schulheft nach dem anderen füllte.

Das Einzige, das sie seit jeher in ihrem Enthusiasmus bremste, ist ihre zweite dominierende Eigenschaft, nämlich ihre angeborene Zurückhaltung, die nicht selten in Verunsicherung umschlug.

Die Arme vor dem Bauch verschränkt, wende ich den Blick von ihr ab, spähe in den Raum, den wir gerade verlassen haben und der wie dieser hier einem vor Skulpturen und Mythen überquellenden Fundbüro gleicht. Ich verspüre den völlig absurden Drang zu weinen.

Das Gefühl des Verlusts traf mich nicht ganz unangekündigt, bislang jedoch war es lediglich ein im Hintergrund vorbeihuschender Schatten gewesen, der sich meist rasch wieder verflüchtigt hatte. Nachdem Ann ausgezogen war, ging ich hin und wieder in ihr Zimmer und öffnete den Schrank, um den Duft nach getrockneten Anstecksträußchen zu schnuppern, oder ich drehte das alte Foto von unseren Beagles um und starrte auf Anns Handschrift auf der Rückseite: »Caesar und Brutus 1990«. Einmal fiel mir ihr Gedicht *Ode an einen Teddybär* in die Hände, ein andermal blätterte ich in einem Kochbuch, in dem sie am Rand eine ihrer detailgenauen Pferdekopfskizzen hinterlassen hatte. In solchen Augenblicken hatte sich diese Finsternis bereits abgezeichnet.

Ich sage mir, es ist ganz natürlich, dass diese Emotionen jetzt an die Oberfläche steigen, da wir in der Gegenwart der anderen gefangen sind, aneinandergekettet, wie wir es schon seit ... nun, seit einer Ewigkeit nicht mehr waren. Einmal, als Ann zwölf war, sind wir nach San Francisco gefahren, nur wir zwei, doch das lässt sich wohl kaum mit dieser Reise vergleichen. Mit zwölf war Ann vier Jahre lang nicht von zu Hause weg gewesen, und in dieser Zeit hatte sie sich in eine junge Lady verwandelt, die ich inzwischen kaum wiedererkenne.

Sie hat ihren Rucksack auf den Boden plumpsen lassen, und dort steht er nun, offen, zwischen ihren Füßen, während sie von einem Schild, das seitlich an dem Halbrelief angebracht ist, etwas in ein blaues Spiralnotizbuch abschreibt.

Mir ist nicht entgangen, dass Demeter und Persephone ihre Aufmerksamkeit erregt haben.

Wir sind bereits an ein paar Tausend Antiken vorbeigelaufen, wenn nicht mehr. Fresken aus Santorin, Gold aus Mykene, Bronzestatuen aus Attika, Töpferware aus sämtlichen Ecken und Winkeln des historischen Griechenlands, aber genau hier, vor dem Flachrelief von Demeter und Persephone, an der Schnittstelle zwischen Müttern und Töchtern, habe ich Ann mitgeteilt, dass ich eine Pause brauche, weil meine armen, gepeinigten Füße streiken.

Ich schlendere zu der in Marmor gehauenen Darstellung der beiden sich gegenüberstehenden Frauen in griechischen Gewändern. Der Mythos, der sich um sie rankt, ist mir bekannt.

*Persephone pflückt Blumen auf einer Wiese, als sich plötzlich die Erde auftut und Hades, der Gott der Toten, erscheint, der das Mädchen in die Unterwelt entführt. Persephones Mutter Demeter, die mächtige Göttin des Getreides, der Ernte und der Fruchtbarkeit, macht sich mit einer Fackel auf die Suche nach ihrer Tochter, kann sie aber nicht finden. Nach neun Tagen vergeblichen Forschens wendet sich Hekate, Göttin der Wegkreuzungen und des dunklen Mondes und zugleich Inbegriff der ehrwürdigen Greisin, an sie und berichtet ihr von Persephones Entführung.*

*Darauf vernachlässigt Demeter, von Gram und Zorn erfüllt, ihre göttlichen Pflichten, sodass die Ernten verdorren und die Erde zum Ödland verkommt. Als alte Frau verkleidet begibt sie sich in die Stadt Eleusis, wo sie sich verzweifelt an einem Brunnen niederlässt. Zeus versucht, sie zur Vernunft zu bringen. Hades werde einen guten Schwiegersohn abgeben, sagt er, sie solle nicht mehr traurig sein und die Früchte der Erde wieder gedeihen lassen. Doch Demeter will nichts davon wissen.*

*Bald steht es so schlecht um die Erde, dass Zeus aufgibt und die Rückkehr der Persephone zu ihrer Mutter befiehlt. Ehe Persephone von Hades Abschied nimmt, verzehrt sie jedoch nichtsahnend einige Granatapfelsamen, woraufhin sie dazu verdammt ist, künftig ein Drittel des Jahres in der Unterwelt zu verbringen.*

*Am ersten Frühlingstag werden Mutter und Tochter wieder vereint, ein Ereignis, bei dem interessanterweise auch Hekate zugegen ist, die der Sage nach Persephone fortan auf Schritt und Tritt begleitet. (Ein merkwürdiges Detail am Rande, das kaum je Beachtung findet.) Als Demeter von den verhängnisvollen Granatapfelkernen erfährt, ist ihre Freude zunächst getrübt, doch sie beendet ihr Wehklagen und gestattet der Erde, wieder zu grünen. Schließlich ist ihre Tochter zurückgekehrt, wenngleich Persephone nach dieser Erfahrung kein unschuldiges Mädchen mehr ist, das auf den Wiesen Blumen pflückt. Sie hat sich in eine Frau verwandelt.*

Später erfuhr ich, dass es für die Wiedervereinigung von Mutter und Tochter eine Bezeichnung gibt: Die Griechen nennen sie Heuresis.

Ich krame in meiner Tasche nach dem Stadtplan, breite ihn auf der Bank aus und suche Demeters Tempel. Er befindet sich an einer uralten Stätte namens Eleusis, die in einem Industriegebiet etwas außerhalb des heutigen Athen liegt. Ich spiele mit dem Gedanken, ihrem Heiligtum einen Besuch abzustatten, ehe wir Griechenland verlassen. Nachdem ich den Plan wieder in meiner Tasche verstaut habe, erhebe ich mich, um Ann zu folgen, die im nächsten Flügel verschwunden ist.

*Gebt mir meine Tochter zurück.*

~~~

Ich entdecke Ann im Museumsshop, an einem Ständer mit Ansichtskarten. In der Hand hält sie eine Postkarte, die eine Statue der Göttin Athene zeigt.

»Ist sie nicht wunderschön?«, fragt Ann und hält sie mir hin. Dann kramt sie in ihrer Handtasche nach den Drachmen, gegen die wir am Flughafen unsere Dollars eingetauscht haben.

Einige Minuten später treten wir hinaus ins gleißende Sonnenlicht, schweigend, vielleicht auch geschockt angesichts der Hitze und der plärrenden Autohupen. Als wir vorhin das Hotel verließen, hatte es vierzig Grad Celsius. Es fühlt sich an, als würden wir durch Pudding waten. Der Hochsommer in Athen ist nichts für Zartbesaitete, aber ich liebe es, wie er sich in die Straßen ergießt – die zahllosen Marktstände auf den Bürgersteigen, die förmlich überquellen vor Aprikosen, Loquats, Nektarinen und Melonen, die knallig pinkfarbenen Bougainvilleen, die sich wie Sonnensegel über die Straßencafés spannen, die von Weinranken überzogenen weißen Wohnhäuser.

Wir schleppen uns einige Häuserblocks dahin auf der Suche nach einem Taxi. Die Rettung naht an der Kreuzung der Straßen Voulis und Ermou in Form eines Mercedes Benz mit Klimaanlage. Ann und ich fächeln uns auf dem Rücksitz mit den Lageplänen des Museums Luft zu. Beim Aussteigen bitte ich den Fahrer um seine Karte.

In unserem Zimmer scherzen wir darüber, auf dem Altar der Klimaanlage ein Opfer darzubringen. Wir bestellen beim Zimmerservice und essen griechischen Salat, eine Konstruktion aus Feta, Tomaten- und Gurkenscheiben, die an den schiefen Turm von Pisa erinnert. Danach ziehen wir die Vorhänge zu und gehen sofort ins Bett. Es ist halb vier Uhr nachmittags.

Ich liege in meinem schmalen Bett, starre auf den Licht-

streifen unter dem Vorhang und grüble über meine Beziehung zu meiner Tochter nach. Mir kommen Begriffe wie »innig«, »unproblematisch«, »auf derselben Wellenlänge« in den Sinn. Es ist keines dieser explosiven Verhältnisse, die am Ende so oft und gern in Büchern breitgetreten werden.

Natürlich war auch bei uns nicht immer alles eitel Wonne. Man denke nur an die Phase gemäßigter Rebellion, die Ann mit vierzehn durchlebte – eine Zeit, in der des Öffterens mit Türen geknallt wurde. Abgesehen davon gab es die typischen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten. Ich vermute, wir haben uns wie so viele Mütter und Töchter den klassischen Kampf geliefert: die Mutter, die versucht, ihre Tochter loszulassen, und sie dennoch als Teil ihrer selbst betrachtet, und die Tochter, die sich, dem Einfluss der Mutter unterworfen, genötigt fühlt, sie zufriedenzustellen und ihrem Vorbild nachzueifern, zugleich jedoch bemüht ist, eine eigene Identität zu entwickeln.

Zum überwiegenden Teil war unsere Beziehung allerdings geprägt von Herzlichkeit. Ich würde sogar behaupten, in Anbetracht der natürlichen Zwänge, denen heranwachsende Mädchen und ihre Mütter ausgesetzt sind, standen wir uns nahe. Und doch habe ich nun das Gefühl, dass sich meine Beziehung zu Ann hauptsächlich an der Oberfläche abspielt. Es fällt mir schwer, die Distanz zwischen uns zu beschreiben. Wir reden miteinander, aber nicht über essenzielle Themen. Es ist, als befände sich unser Verhältnis in einem seltsamen Übergangsstadium. Unsere Rollen waren lange genau definiert als Mutter und Tochter, als Erwachsene und Kind. Doch jetzt, da Ann das College verlassen hat, scheinen wir beide zu ahnen, dass sich diesbezüglich ein Ende abzeichnet. Sie verändert sich und ich ebenfalls, aber wir wissen nicht so recht, wie wir diesen Wandel auf die Gesprächsebene um-

legen sollen. Wie wir unsere Verbindung entsprechend umgestalten sollen.

Ansatzweise fühle ich mich verantwortlich für diese wachsende Distanz zwischen uns. Ich wälze mich im Bett herum und sinne über ihre Zeit am College nach, in der sie sich in jene junge Frau verwandelt hat, die ich kaum kenne. Ich war damals sehr mit einem Buchprojekt beschäftigt und bemerkte kaum, dass sie weg war. Ihr Auszug von zu Hause stellte kein Problem dar – jedenfalls nicht im mütterlichen Schützengraben, wo diese Schlachten im Allgemeinen geschlagen werden. Und damit nicht genug, ich war sogar *stolz* darauf. »Ich weiß gar nicht, warum alle so ein Drama darum machen, wenn die Kinder flügge werden. Ich finde es eigentlich wunderbar«, behauptete ich meinen Freundinnen gegenüber leichthin.

Im Nachhinein betrachtet schwingt in diesen Worten ein selbstgefälliger Unterton mit: Seht her, ich bin immun, ich habe nämlich mein eigenes Leben, gesondert von meinem Mutterdasein, eine Karriere. Ich kann meine kreative Begeisterung ausleben, und ich befinde mich auf einer spirituellen Wanderschaft. Ann war mir mit Fug und Recht entführt worden, und zwar von ihrem Leben, und ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich damit auseinanderzusetzen und herauszufinden, was es bedeutete – was es bedeuten sollte.

Ich richte mich auf. Ann schläft tief und fest.

Auf Zehenspitzen schleiche ich zu meinem Koffer, nehme mein Tagebuch heraus und husche damit zurück ins Bett, wo ich die Gedankenströme aufzeichne, die im Museum ihren Anfang genommen haben. Dann schlummere ich ein und habe einen Traum.

*Ich stehe in meiner Küche am Herd und rühre in einem*

*Topf. Als ich mich umdrehe, klafft rätselhafterweise mitten im Fußboden ein großes, gähnendes, zerklüftetes Loch, wie nach einem Erdbeben. Ich starre in die Dunkelheit hinab, und mir wird mit erschreckender Gewissheit klar, dass Ann in das Loch gefallen ist. Ich sinke auf die Knie und rufe ihren Namen in die Finsternis hinunter, immer wieder, bis mir die Stimme versagt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Schließlich suche ich eine Taschenlampe, um in das Loch hineinzuleuchten.*

Als ich erwache, ist meine Kehle ausgetrocknet und schmerzt. Ich schlage die Laken zurück, gehe um das Bett herum und betrachte meine schlafende Tochter. Ich habe noch immer ein wenig Herzklopfen und kann kaum fassen, dass der Mythos jetzt sogar in die privaten Sphären meiner Träume vorgedrungen ist.

Seit zwölf Jahren schreibe ich nun schon meine Träume auf. Sie sind für mich Momentaufnahmen, die vom Boden eines geheimnisvollen Gefäßes heraufgeschwemmt werden, metaphorische Manifestationen der Vorgänge in meinem Inneren. Zuweilen deuten die Bilder an, wohin meine Seele mich führen will, manchmal auch, wovon sie mich fernhalten will. Sie liefern mir Anregungen und Hilfe bei allfälligen Entscheidungen. Für mich hat die Seele keine unsterbliche Qualität, wie allgemein angenommen wird. Vielmehr verkörpert sie für mich das reiche Innenleben der Psyche, deren ureigenster Impuls es ist, nach Ganzheit zu streben.

Im Gegensatz zu den meisten meiner Träume ist dieser nicht sonderlich rätselhaft. Der Zusammenhang mit dem Mythos ist so offensichtlich, als wollte sich mein Traum-Choreograph bewusst gnädig zeigen, um sicherzustellen, dass ich auch wirklich verstehe, worum es geht.

Ich finde es interessant, dass sich das Loch, in das Ann gefallen ist, im Küchenboden befindet. Schließlich ist die

Küche einer der Räume im Haus der Psyche, mit denen man weibliche Fürsorglichkeit assoziiert. Für mich ist die Küche gleichbedeutend mit Feuerstelle, sprich, sie ist das symbolische Zentrum, das Herzstück. Es ist fast, als würde der Traum ein Loch in meinem Herzen bloßlegen.

Ich frage mich, ob mein Auf-die-Knie-Sinken, meine Hilflosigkeit und mein Kummer im Traum auf den Niedergang meiner bisherigen Beziehung zu Ann hindeuten. *Ann, Ann, Ann.* Im Traum rufe ich den Namen meiner Tochter, als hätte ich mich in die in größter Verzweiflung wehklagende Demeter verwandelt. Gegen Ende des Traumes bin ich verwirrt, dann folgt ein Hinweis darauf, was zu tun ist: eine Taschenlampe suchen. Mit anderen Worten: Erleuchtung, ein neues Bewusstsein erlangen – eine gänzlich unsubtile Anspielung auf Demeter, die in der Sage eine Fackel entzündet.

~~~

Acht Jahre vor diesem Traum, der die zunehmende Entfremdung zwischen Ann und mir versinnbildlicht, hatte ich ein Erlebnis, das ebenfalls eine kleine Explosion in meinem Leben verursachte. Auch damals war meine Tochter mit im Spiel. Eines Nachmittags betrat ich den Drogeriemarkt, in dem Ann nach der Schule jobbte, und sah sie vor einem Regal knien, das sie mit Zahncremetuben bestücken musste. Sie war vierzehn. Kaum hatte ich sie erblickt, bemerkte ich zwei Männer, die neben ihr stehen blieben. Der eine stieß den anderen an und sagte etwas, das meine Welt gehörig erschütterte: »So sehe ich eine Frau am liebsten – auf Knien.« Der andere Mann lachte.

Ich beobachtete den Ausdruck, der über Anns Gesicht huschte, als sie den Kopf hob. Später sollte ich diesen Augenblick frei nach Kafka als »Axt für das gefrorene Meer in mir«

bezeichnen. Ann war in diesem Moment für mich weit mehr als meine Tochter. Sie war meine Mutter, meine Großmutter und ich in Personalunion. Sie war viele Töchter zugleich. Zitternd vor Wut baute ich mich vor den beiden Männern auf. »Das ist meine *Tochter* ...«, fauchte ich. Sie hatten Demeters Zorn geweckt.

Damals war mir nur vage bewusst, dass ich selbst auf den Knien lag und darum rang, mir meine weibliche Seele zurückzuerobern.

Nach dieser Begebenheit ging ich auf Kollisionskurs mit der patriarchalischen Ausrichtung meiner Kirche, meiner Glaubensstradition, meiner Kultur, meiner Ehe und, was am erhellendsten war, meiner selbst. Ich begab mich auf die Suche nach der weiblichen Dimension Gottes und läutete eine spirituelle Umwälzung ein. Mein altes Leben löste sich auf, an seine Stelle trat ein neues Leben in einem neuen Bewusstsein.

Ich beschrieb all diese Erfahrungen in meinem Buch *The Dance of the Dissident Daughter*, zu deutsch etwa »Der Tanz der abtrünnigen Tochter«, das 1996 herauskam, nur wenige Jahre vor dieser Reise. Während ich ins Bad tappe und mir das Gesicht wasche, denke ich über diesen Wendepunkt in meinem Leben nach, und über das Buch. Eine Textstelle daraus bahnt sich einen Weg in mein Bewusstsein... über eine ganz bestimmte Melodie der weiblichen Seele, deren Nachhall mich hartnäckig beharrlich in den Wachzustand versetzt hat.

Ich stehe im Hotelbadezimmer, betrachte mich im Spiegel über dem Waschbecken und kann mir nicht erklären, weshalb mir diese Gedanken jetzt kommen. Nun, vielleicht höre ich ja wieder die Melodie.

~~~

Ich kehre ins Zimmer zurück, ziehe meiner Tochter die Decke über die Schulter und stecke sie fest, als wäre Ann wieder sechs oder zehn oder vierzehn. Es ist ein Rückfall in alte Angewohnheiten, ein Ritual mütterlicher Fürsorglichkeit, das ich früher praktisch jede Nacht vollzogen habe. Ehe ich selbst zu Bett ging, stattete ich meinen beiden Kindern stets einen kurzen Besuch in ihrem Zimmer ab und sah zu, wie sie schliefen, vom Säuglingsalter an, bis sie Teenager waren und sich David Lettermans Show ansahen. Manchmal deckte ich sie im Rahmen dieses Rituals auch zu, manchmal nicht. Ich redete mir ein, es handle sich dabei um Kontrollbesuche, dabei waren es in Wahrheit kleine Dankesgebete meiner Liebe. Ich gestattete mir auf diese Weise, für einen Augenblick die Unermesslichkeit dessen zu spüren, was mein Herz empfand. Es waren Momente von einer innigen Zuneigung, wie ich sie in meinem Alltag als Mutter und Autorin angesichts von Konflikten und nervlicher Anspannung eher selten erlebte.

Möglicherweise verbindet mich mit Demeter ja mehr, als ich dachte. Ich hatte angenommen, ich würde mich eher in den Sphären der sogenannten »jungfräulichen« Göttinnen wie Artemis und Athene bewegen, deren Verkörperung des Weiblichen im Streben nach einem unabhängigen Selbst besteht. Sie sind diejenigen, die die Jagdbeute nach Hause bringen *und* sie in der Pfanne braten können. Bislang hatte ich von mir nie das Bild einer typischen Muttergottheit. Meine Kinder hatten zwar stets unangefochten oberste Priorität und standen im Mittelpunkt, sozusagen im Herd oder im Herzen meiner selbst. Aber ich lag im Clinch mit den gewaltigen Anforderungen des Mutterseins und grämte mich bisweilen, wenn sie dem Leben, das nur mir gehörte, in die Quere kamen; wenn ich nicht wusste, wie ich die Balance finden sollte zwischen der Mutterschaft und meinem damit unverein-

baren Bedürfnis nach Alleinsein und schöpferischem Ausdruck. Konnte es sein, dass ich der Mutterschaft auch einen geringeren Stellenwert beimaß?

In einer Galerie stieß ich einmal auf das Bildnis einer Madonna mit einem Säugling im Arm, die in der freien Hand ein aufgeschlagenes Buch hält. Ihr Blick ruht auf dem Kind, als hätte es sie gerade genötigt, sich von ihrer Lektüre loszureißen. Ihre Lider wirken schwer, in ihren Augen spiegeln sich Zärtlichkeit und Zuneigung, aber auch eine Spur Wehmut ob der Ablenkung, ein heimliches Verlangen nach den Seiten ihres Buches. Ich erkannte darin den Konflikt im Zentrum meiner Existenz: *Baby oder Buch. Kinder oder Schreiben. Mutterschaft oder Karriere*. Ich kaufte das Bild und hingte es gut sichtbar im Wohnzimmer auf. Insgeheim sympathisierte ich mit jener Madonna, die nach Selbstverwirklichung trachtet und sich dabei von den Bedürfnissen ihres Kindes gestört fühlt.

Meine eigene Mutter hat den Zweiten Weltkrieg miterlebt und ist noch bei guter Gesundheit. Sie arbeitete eine Weile als Sekretärin in der Firma meines Vaters, verkörperte allerdings perfekt den Demeter-Frauentypus. Ich kann mich weder in meiner Kindheit noch später, als erwachsene Frau, entsinnen, dass sie jemals eine auch nur ansatzweise feministische Einstellung zum Ausdruck gebracht hätte. Das Bild, das sie in mir heraufbeschwört, ist nicht das der hin- und hergerissenen Madonna, sondern eindeutig das der *Maria lactans*, also der stillenden Muttergottes, die ihrem Kind zufrieden die Milch des Lebens darbietet. Ich fragte sie einmal: »Was wolltest du werden, als du ein kleines Mädchen warst?« »Mutter«, erwiderte sie, ohne zu zögern. Sie hat vier Kinder zur Welt gebracht, und falls sie je unzufrieden mit ihrem Leben als Mutter war, dann hat keiner von uns es je gespürt.

Es lässt unzweideutige Rückschlüsse auf meine Mutter und mich, vielleicht auch auf unsere jeweiligen Generationen zu, dass sie den Preis als »Mutter des Jahres« erhielt, während ich die »Karrierefrau«-Plakette verliehen bekam. Ich habe meine Mutter stets verehrt, habe ihre opulente Mütterlichkeit förmlich aufgesogen. Und doch wollte ich mich von ihr differenzieren. Als ich in den sechziger Jahren an der Schwelle zum Erwachsenenleben stand, wusste ich, dass ich Mutter sein wollte. Ja, zweifellos. Aber *anders*.

~~~

Ich trete ans Fenster unseres Hotelzimmers und spähe durch einen Spalt zwischen den Vorhängen auf die andere Straßenseite hinunter zum Syntagma-Platz und dann zum griechischen Parlament etwas weiter östlich. Ich kann gerade noch die Präsidentengarde ausmachen. Ann hat mir vorhin erklärt, dass die kurzen weißen Röcke, die die Männer tragen, Fustanella genannt werden. Das hat sie bestimmt in einem Buch gelesen, vermutlich vor zwei Jahren. Ann vergisst nichts. Ihr Gedächtnis klickt wie eine Kamera, speichert jede Erinnerung, jedes winzige Detail. *Weißt du noch, wie ich einmal mit drei Jahren am Strand beinahe auf eine Qualle getreten wäre? Du hattest einen roten Bikini an.* Wenn ich eine derart minutiöse Beschreibung höre, starre ich sie an und denke: Was für ein roter Bikini? Was für eine Qualle?

Ein Schwarm Tauben flattert von einer Grünfläche des Platzes auf. Ich sehe ihnen nach und denke daran, dass Ann alles noch vor sich hat. Alles ist im Werden, über ihr der erhabene weiße Mond, der allmählich zunimmt, während mein Mond nun bald in die lange Phase des Abnehmens eintreten wird. Es ist ein perfider, erniedrigender Vergleich, der

düstere Einblicke offenbart, innere Verstrickungen und Neid. Es ist eine erschreckende Wahrheit.

Mein Blick fällt auf mein Tagebuch auf dem Bett. Ich setze mich und notiere meinen Traum. Während ich beschreibe, wie ich auf die Knie falle, schwirren meine Gedanken zurück zum Museum, zu Anns kleiner Tanzeinlage mit der Kamera. Wie sie das Knie beugte, ehe sie auf den Auslöser drückte, erinnerte mich an etwas, aber ich konnte mich nicht entsinnen, was es war. Vielleicht hat mich die Szene ja an meine vierzehnjährige Tochter erinnert, die im Drogeriemarkt kniete?

Plötzlich eröffnet sich mir eine neue Interpretationsmöglichkeit des Traums. Genau wie ich mich damals in Ann wiedererkannte, die vor dem Regal im Drogeriemarkt kauerte, erkenne ich mich nun in der Tochter wieder, die durch den Spalt im Küchenboden verschwunden ist. Der Traum handelt zwar von Ann und mir, aber er ist auch eine Momentaufnahme von mir angesichts meines unmittelbar bevorstehenden fünfzigsten Geburtstags – verstört vom drohenden Verlust meines jüngeren Selbst, dem drohenden Verlust der *anderen* Persephone, deren Entführung sich bereits abzeichnet.

Persephone ist die Quelle der regenerativen Energie, die Dylan Thomas die »grüne Kapsel« der Seele nannte: das klare, unsichtbare Mark in meinem Inneren, die Kraft, die nach dem fünfzigsten Geburtstag ihre Wirkung entfalten muss. Doch wie genau das vor sich gehen soll, das weiß ich nicht.

Gänzlich unerwartet sehe ich auf einmal das Gesicht meiner Mutter vor mir, und mir dämmert, dass ich nicht nur Demeter auf der Suche nach Persephone bin, sondern auch Persephone auf der Suche nach Demeter.

Ich schickte meiner Mutter ein Exemplar von *The Dance*

*of the Dissident Daughter*, nachdem es erschienen war. Es dauerte zwei Monate, bis sie sich dazu äußerte. Ich wusste nicht, was ich von dieser Verzögerung halten sollte, obwohl ich mir lebhaft vorstellen konnte, dass die abenteuerliche Reise, die ich in dem Buch beschreibe, befremdlich auf sie wirken musste. Seltsamerweise hat mich genau das beim Schreiben des Buches am meisten beschäftigt – nicht die Tatsache, dass ich einer ganzen religiösen Tradition den Kampf ansage, sondern wie wohl meine Mutter unten in Georgia darauf reagieren würde.

Dann kam ein Brief von ihr. Meine Mutter schreibt mir sonst nie Briefe. In dem Brief berichtete sie von ihrem Leseerlebnis. Sie schrieb, mein »Tanz der Abtrünnigen und meine Suche nach mir selbst« seien für sie anfangs schwer nachzuvollziehen gewesen, doch sie habe die Wahrhaftigkeit dahinter gespürt. Ihre Schlussworte habe ich mir eingepägt: »Ich bin jetzt fünfundsiebzig Jahre alt«, schrieb sie, »und ich denke ständig, dass ich gut auf meine Gesundheit achten muss, damit ich möglichst alt werde. Oh, Sue, ich will auf keinen Fall den ›Tanz‹ verpassen.«

Ich muss den Tatsachen ins Auge blicken und mir eingestehen, dass ich die Gelegenheit ungenutzt verstreichen ließ. Mein Verhältnis zu meiner Mutter war, genau wie das zu meiner Tochter, seit jeher sehr harmonisch, von diversen unvermeidlichen Querelen einmal abgesehen. Es ist von Zuneigung und geistiger Eintracht geprägt, und doch wünsche ich mir auch eine innigere Verbindung mit meiner Mutter.

~~~

Draußen löst sich die Hitze Athens in der Dämmerung auf, Gelb-, Gold- und Ockertöne gehen in die Farben des Meeres über. Auf der anderen Seite des Zimmers liegt meine Toch-

ter in ihrem Bett und schläft, und meine Mutter tut auf der anderen Seite der Erdkugel vermutlich dasselbe. Ich sitze reglos auf dem Bett und lasse die Sehnsucht über mich hereinbrechen.

## Ann

---

### *Akropolis, Athen*

Auf dem Weg zur Akropolis hinauf bleibt Mom mit ihrem Reiseführer in der Hand alle fünf Minuten stehen, um etwas in der Ferne zu bestaunen – den Tempel des Olympischen Zeus, das Dionysostheater, den Musenhügel. Sie hat sich ein in rotes Leder gebundenes Tagebuch unter den Arm und einen Stift zwischen die Zähne geklemmt, und als sie fragt: »Ist da der Berg der Nymphen?«, klingt es, als würde sie »Werg der Lympe« sagen.

»Ja, der Werg der Lympe«, bestätige ich lachend.

Als wir gestern aus dem Archäologischen Nationalmuseum kamen, war die Hitze derart unerträglich, dass wir nur noch ins Hotel zurückgefahren und gleich ins Bett gegangen sind. Heute ist es etwas besser, aber nicht viel. Ich spähe zur Hügelkuppe hinauf und versuche abzuschätzen, wie lange es noch dauern wird, bis wir oben angelangt sind. Ich habe es nicht eilig. Die Aussicht, wieder dort droben zu stehen, wühlt mich auf.

Ich war vor siebzehn Monaten schon einmal hier, eine einundzwanzigjährige Geschichtsstudentin auf Griechenland-Exkursion. Es war eine Erfahrung, die mich verändert hat. Dergleichen hört man ständig, das ist mir klar, aber ich war nach dieser Reise wirklich ein völlig neuer Mensch.

Was als einfache Studienfahrt begonnen hatte, um ein paar Scheine fürs College zu machen, geriet unversehens zu einer Forschungsreise der völlig anderen Art. Am Höhepunkt meiner Selbstentdeckung befand ich mich auf der Akropolis. Ich nenne diesen Augenblick der Erkenntnis schlicht *meinen Augenblick*, weil ich keine Ahnung habe, wie ich ihn sonst nennen soll. Ich weiß nur, dass es mir so vorkam, als hätte jemand all die lose herunterhängenden Drähte meines zukünftigen Lebens zusammengeführt, und dabei war ein Funke übergesprungen, von dem ich damals annahm, er müsste bis in alle Ewigkeit erstrahlen. Als ich von der Akropolis herunterkam, hatte ich eine Vision, wie mein Leben verlaufen sollte. Ich hielt mein Schicksal in der Hand, und ein riesiges, lodernes Freudenfeuer wärmte mein Inneres.

Mittlerweile ist davon allerdings nicht mehr viel übrig. Meine Mutter ahnt von alledem nichts, und meine Gefühle im Zusammenhang damit sind derart verworren und von Schmerz geprägt, dass ich bislang selbst noch nicht in der Lage war, mich damit auseinanderzusetzen. Ich habe sie vorerst in einem finsternen kleinen Tresor tief in meiner Brust eingeschlossen. Während ich hinter Mom den Hügel hinaufstapfe, frage ich mich, wie lange ich wohl dort oben bleiben kann, ehe die Tresortür aufspringt und alles herauspurzelt.

Wir nähern uns dem Ziel, und auf den Stufen, die zu den Propyläen führen, staut es sich zusehends. Wir lassen uns weiterschieben im Strom der mit bunten Hüfttaschen bewehrten Massen, sind im Gedränge gezwungen, winzige Schritte zu machen. Als ich mich schließlich durch den Säulengang schiebe und einen Blick auf den Parthenon erhasche, der im Sonnenlicht erstrahlt und lange, symmetrische Schatten wirft, bekomme ich beinahe weiche Knie.

»Ich glaube, ich werde mich ein bisschen allein umsehen«, sage ich zu Mom, weil ich nicht will, dass sie bemerkt, wie traurig ich plötzlich bin. Sie mustert mich argwöhnisch, also füge ich hinzu: »So soll man es doch laut unserem Reiseführer machen.« Dort steht in der Tat ein ganzer Absatz darüber, dass man unbedingt einen Moment für sich sein sollte, um den Anblick des Parthenon auf sich wirken zu lassen.

»Natürlich«, sagt sie. »Gute Idee.« Sie entfernt sich ein, zwei Schritte, dann bleibt sie stehen und dreht sich noch einmal um. »Freust du dich, dass du wieder hier bist?«

Ich lächle sie an. »Na, was meinst du wohl?«

Mein ganzes Leben lang war ich das *stille, glückliche Mädchen*. Jetzt bin ich das stille Mädchen, das *so tut*, als wäre es glücklich. Jeder Tag Schauspielunterricht.

Während ich zur Westseite des Parthenon eile, werfe ich einen Blick über die Schulter und stelle fest, dass Mom in die entgegengesetzte Richtung unterwegs ist. *Wem versuche ich hier eigentlich etwas vorzumachen? Sie weiß Bescheid.*

Es ist nicht weiter schwierig, die dicke Marmorplatte ausfindig zu machen, auf der ich saß, als ich das letzte Mal hier war. Bis vor kurzem stand ein Foto davon auf meinem Schreibtisch. Die Platte ist lang und schmal, und wegen ihrer leichten Schiefelage erinnert sie mich wie schon beim letzten Mal an ein Surfbrett, das gerade von einer Welle erfasst wurde.

Ich lasse mich darauf nieder. Der Marmor fühlt sich kühl an auf der nackten Haut meiner Beine.

~~~

Unmittelbar vor besagter Studienreise nach Griechenland rief mich mein damaliger Freund an und machte aus heiterem Himmel mit mir Schluss. Wir waren vier Jahre zusam-

